

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 23.

Wiesbaden, den 13. Juli.

XIX. Jahrgang.

Die Verwerthung des Fallobstes.

Das Fallobst findet in den meisten Obstplantagen nicht die lohnende Verwendung, welche erwünscht ist, es bleibt oft, beinahe intensiver Vermehrung jener Schädlinge, deren Angriff die Frucht vor der Reife zum Falle zwang, unter den Bäumen liegen, oder wird im günstigsten Falle den Schweinen gefüttert, trotzdem eine Einnahme aus marktfähigen Produkten desselben die Reineinnahme aus dem Obstbau beträchtlich zu erhöhen geeignet ist.

Die Falläpfel werden am zweckmäßigsten zur Geleebereitung verwendet, denn sie besitzen jene Stoffe in reichem Maße, welche die Geleebildung begünstigen. Soll das zu erzeugende Gelee klar werden, so ist darauf zu sehen, daß die Äpfel im Innern rein weiß gefärbt sind, so daß demnach alle Wurms- und Fäulstellen ausgeschnitten werden. Man viertelt die Äpfel, entfernt Wurms- und Fäulstellen und spült die Stücke mit reinem Wasser gut ab, bringt sie hierauf in einen Kessel, gibt soviel Wasser zu, daß die Früchte bedeckt sind und kocht sie solange, bis sie sich zerdrücken lassen. Nun spannt man ein entsprechend großes, weisses Leinentuch über einem passenden Gefäß auf, schöpft die ganze Masse aus dem Kessel hinein, läßt den Saft ablaufen und preßt nach dem Wühlen den restierenden Saft aus. Nun bleibt der Saft so lange stehen, bis sich die trübenden Fleischtheile zu Boden setzen, wird dann vorsichtig so abgeseiht, daß man nur klaren Saft erhält; man bringt diesen in einen Kessel, der so groß sein muß, daß der Saft, ohne überzufließen, steigen kann, setzt per Liter 1/2—3/4 Ag. gute blaue Raffinade zu und schäumt beim Kochen gut aus. Der Saft bezw. das Gelee trübt sich sofort, wenn sich am Rande des Kessels irgend welcher Anlaß bildet, und aus diesem Grunde ist der Kesselrand mittels eines in Wasser getauchten Pinsels stets rein zu halten. Sobald der Saft vom Rande des eingetauchten Schaumlöffels nicht mehr in einzelnen Tropfen, sondern in Lagen herunter fällt, wird der Kessel sofort vom Feuer genommen, das fertige Gelee in die dafür bestimmten Gefäße gebracht, welche luftdicht verschlossen, in trockenen, kühlen Räumen aufbewahrt werden. In einem Weidel mitgeschönte geschälte Quitten, mit Kernen und Kernhäutern, geben dem Gelee eine hübsche rothe Färbung; etwas abgeriebene Zitronenschale oder ein kleiner Vanillezweig einen aromatischen Geschmack.

Apfelsaft: Man reinigt Falläpfel, zertheilt sie in vier Theile, kocht sie in einem Kessel mit überfließendem Wasser so lange, bis sie sich zerdrücken lassen und preßt den Saft ab. Nachdem sich die Fleischtheile zu Boden setzen, schüttet man den klaren Saft vorsichtig ab, setzt per Liter 150 Gr. Zucker zu, kocht denselben unter fortwährendem Umschäumen 30 Minuten, füllt ihn abgeseiht auf Flaschen, welche man gut verkorkt an einem kühlen Orte aufbewahrt. Als Zusatz zu Wasser ist dieser Saft im heißen Sommer von hohem Werthe und würde wegen seiner erfrischenden Eigenschaften und seines Wohlgeschmacks sicher viele Käufer finden, wenn er im Handel zu haben wäre.

Apfelwein aus Falläpfeln wird in Württemberg seit Jahren bereitet, muß aber wegen seiner geringen Haltbarkeit schnell konsumirt werden. Man setzt derartige Obst entweder im Freien oder im luftigen Raume auf 1 Mtr. breite und hohe, oben zugeseigte Haufen, wodurch es sich erwärmt, schmilzt, einen Theil seiner Säure verliert, seinen Budegehalt vergrößert, schmeidet alle Wurmsstellen und Fäulstellen aus und verfährt wie bei der Bereitung gewöhnlichen Apfelweines. Zum Verkauf derartigen Obstes sind in Württemberg polizeilich räumlich von dem Markte für reines Obst getrennte Verkaufsstellen gebildet und nur hier darf solches, für den Rohgemüth ungeeignetes Obst verkauft werden. Es ist das eine Einrichtung, welche überall durchzuführen, die Sommerdurchfälle und die Sommerherlichkeit erheblich herabmindern würde.

Essigbereitung aus Fallobst. Zur Essigbereitung eignen sich alle Obstsorten, d. h. Kernobst sowohl als Stein- und Beerenobst in allen seinen Arten und Sorten. Auch die Verschaffenheit der Frucht schließt ihre Verwendung nicht aus, so daß demnach Obst, welches im Sommer vom Sturme halbreif vom Baume geschlagen wurde, angefaulen ist, sogar warmes Obst, welches für andere Zwecke überhaupt nicht verwendbar ist, weiter die Obstschäule, welche beim Dörren und bei der Weinbereitung entfällt, recht zweckmäßig bei der Essigbereitung Verwendung finden können.

Der Essig besteht aus Essigsäure und Wasser, sowie ev. aromatischen Stoffen, welche die beispfindende Frucht liefert. Die Essigsäure besteht aus Alkohol und dieser aus Zucker. Sonach können zur Essigbereitung die Früchte dienen, deren Saft einer weinigen Gärung fähig ist, d. h. solche mit zuckerhaltigen Stoffen, welche sich im Saft zu Zucker umwandeln. Die Umwandlung von Alkohol in Essig erfolgt unter folgenden Verhältnissen:

1. Die betreffende Flüssigkeit darf nicht über 10 und nicht unter 3 pCt. Alkohol enthalten.
2. Die Temperatur sei nicht zu hoch und nicht zu niedrig, am zweckmäßigsten betrage sie 30—35 Grad C.
3. Es muß der Zutritt des Sauerstoffes der Luft zum Gärprozeß möglichst begünstigt sein.
4. Es ist die Gegenwart eine essigbildenden Fermentes (Mycoderma aceti) nothwendig.

Wir beschränken uns darauf, die primitivste Art der Essigbereitung zu beschreiben, welche in jeder Wirthschaft ohne besondere Vorbereitungen möglich ist, sind aber event. auch später bereit, wenn sich irgend welches Interesse dafür zeigt, Fabrikationsmethoden für den Großbetrieb mitzutheilen.

Man zerquetscht das zur Verfügung stehende Obst, bringt es in ein Faß, gibt so viel Wasser zu, daß nach dem Verschütten des Obstes mit einem losen Fagboden und Steinen alle Früchte bedeckt sind, und placirt das Faß an eine möglichst warme Stelle. Sobald gewonnenes Obst kann bis zur Fällung des Besses hinzugenommen werden. — Nach genügender Gärung der Masse preßt man den Saft ab, zieht ihn auf ein reines ungeschwefeltes Faß, welches man an möglichst warmer, jedenfalls aber frostsicherer Stelle aufstellt und so lange mit gutem starken Essigbrennöl hält, bis die Essiggärung vorüber ist, was dann der Fall ist, wenn jedes Geräusch im Faße aufgehört hat. Um Unreinigkeiten abzuholen, legt man ein Brettstückchen auf das Faßbündel, welches man mit zwei Fingern leicht anheben kann. Der Essig muß bis nach vollendeter Essiggärung auf dem Faße

lagern, welche aber mindestens 1/2 Jahr beansprucht. Setzt man dem Essiggut Himbeeren, Brombeeren etc. zu, so geben diese Früchte ein ganz vorzügliches Aroma. Deßhalb Märgung des Essigs zum Verkaufe setzt man per Liter Faggehalt einen Esslöffel voll pulverisirter Knochenmehl zu, rührt sie vorzüglich ein und läßt den Essig, nachdem sich die Kühle zu Boden gesetzt, über einen einfachen Filter laufen.

Das Legen weichschaliger oder schalenloser Eier.

Diese unangenehmen Erscheinungen haben oft einen doppelten Nachtheil, indem sie nicht nur den Käufer wie den Haushalt überhaupt um derartige gelegte Eier bringen, sie haben auch noch das Unangenehme im Gefolge, daß dadurch die Henne selbst wie andere, in der Nähe sich aufhaltende Hühner, auf den Weichschal, Eier zu fressen, können und ein solches Ei, kaum gelegt, mit Begierde verzehrt, später aber auch normal gebildete Eier aufessen. Deshalb sollte jeder Geflügelhalter die Ursache einer derartigen Katastrophe möglichst zu ergründen suchen, um derselben bei Zeiten wirksam entgegenzutreten zu können und weiteres Unheil dadurch zu vermeiden.

Leider findet man dieses Uebel vorwiegend in den Städten, und hier wieder besonders bei den Hühnern, welche jahraus jahrein in abgeschlossenen Räumen gehalten werden, weniger auf dem Lande, wo die Hühner freie Bewegung haben und alle erforderlichen Nahrungsmittel etc. genügend vorfinden. Das Legen weichschaliger Eier ist der schwächere und das Legen schalenloser Eier der stärkere Grad eines und desselben Uebels, welches aber wieder auf zwei verschiedene Ursachen zurückgeführt werden kann. In den meisten Fällen ist wohl die Unmöglichkeit, zu kalkartigen Stoffen gelangen zu können, der entscheidende Grund des Uebels. Denn stets sollte dafür Sorge getragen werden, daß den legenden Hennen reichlich kalkhaltige Stoffe, Kalkschutt etc. zur Verfügung steht. Vielfach glaubt man diesem Bedürfnis dadurch Genüge geleistet zu haben, daß man den Thieren die Schalen, welche von den in der eigenen Haltung gewohnten Eiern herrühren, in zerhacktem Zustande reicht. Diese genügen wohl kaum; denn man bedenke, daß diese gereinigten Schalen kaum wieder ganz aufgenommen werden, das Aufgenommene aber im Körper des Thieres einer Zersetzung unterworfen ist die zweckmäßige Masse zur Schalenbildung aber eine viel zu geringere ist, als die gereichte, somit die Ursache zur Produzierung weichschaliger Eier vorhanden ist. Hilft die Darreichung reichlichen Kalkmaterials nicht, so ist das Uebel in einer anderen Ursache zu suchen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Hühner, besonders junge, eine förmliche Leidenschaft für ein bestimmtes Huhn empfinden und dieses unaussprechlich beunruhigen. Durch den hierdurch veranlaßten Ueberreiz füllt sich die Henne gedrungen, daß Ei vor Erlangung seiner vollständigen Reife von sich zu geben. Besonders tritt dieser Fall öfters bei Hennen mit starkem Jettansatz ein. Sind einem Hühner 8—12 Hühner zugeheilt und haben dieselben genügende Freiheit, so ist dieser Fall ein höchst seltener; anderns dagegen in abgeschlossenen Räumlichkeiten, wo außerdem einem Hühner, wie man nicht selten findet, nur 2—3 Hühner zugeheilt sind. Durch Absonderung der Geschlechter wird hier dem Uebel sicher abgeholfen.

Konant dagegen das Uebel auch bei freilebenden, mit allem versehenen Hühnern vor, so trägt ein Fehler am Eierstock oder eine sonstige Schwäche die Schuld. Hier ist ein Schlachten der betr. Henne immer das beste Mittel, um wenigstens der Katastrophe des Eierfressens seitens der übrigen Hühner vorzubeugen.

Landwirthschaft.

Um feuchtes Getreide trocken zu machen, empfiehlt es sich, ungeschälten Kalk beizumengen. Derselbe ist imstande, bis 80 Proz. seines eigenen Gewichtes Wasser aus der Umgebung aufzunehmen. Man mische deshalb zu feuchtem Roggen oder Weizen auf 5—7 Centner Körner einen Centner Kalk und schütte das Ganze etwa einen halben Fuß hoch auf. Dieses Mittel wird sich naturgemäß nur bei Saatgut verwenden lassen. Vor der Aussaat entfernt man den Kalk mit der Reinigungsmaschine; es ist dieses aber auch unter Umständen gar nicht nothwendig. Vielmehr kann der Kalk auch unter der Saat bleiben, um mit derselben auf den Acker zu gelangen. An Stelle des Kalkes soll bei solchem Getreide, welches für den Verkauf bestimmt ist, eine Beimengung von Torfmehl oder pulverempfehlenswerth sein. Dieses löst sich mit der Reinigungsmaschine vor dem Verkauf gut entfernen. Bei kleineren Quantitäten von besonders seltenen Sämereien, wie z. B. Kleesoaten ist das beste Mittel zur guten Erhaltung ein Beimengung von Holzkohlenpulver. Es empfiehlt sich, dieses Mittel schon beizeiten anzuwenden, d. h. bei feinen Saat, welche längere Zeit aufbewahrt werden müssen, bald nach deren Ertruf.

Die Unkräuter verringern die Erträge der Kulturgewächse in Bezug sowohl der Quantität als auch der Qualität. Bei den mit verschiedenen Früchten angestellten Versuchen hat sich in Betreff des Wengereintrages auf den verunkrauteten Versuchsfeldern ein um 18—99 Proz. geringeres Ergebnis und zwar das ungünstigste auf dem mit Runkelrüben bepflanzten Felde herausgestellt, in Betreff des qualitativen Ertrages ein um 6—99 Proz. geringeres, wenn das Gewicht der Körner, bezüglich Anollen in Grunde gelegt wurde. Dabei ist die Verminderung der Ernte an Stroh, bezw. Blättern noch nicht in Betracht gezogen worden. Außerdem hat die Wucherung der Unkräuter aber auch noch die Nachtheile, daß durch sie die Vorbereitung des Bodens, die Bestellung und die Ernte erheblich erschwert, so wie oft viele und kostspielige Arbeit behufs ihrer Beseitigung während der Vegetation, und wenn ihr Samen sich mit demjenigen der angebauten Körnerfrüchte mengt, behufs Entfernung derselben daraus verursacht werden.

Die Beseitigung der Düngegründe, das heißt ihr Umpflanzen mit Bäumen, geschieht nicht nur aus dem Grunde, um sie zu verdecken, sondern hauptsächlich, um die Einwirkung der glühenden Sonnenstrahlen während der Sommermonate abzuhalten. Man darf aber die Bäume nicht zu nahe pflanzen, es empfiehlt sich außerdem, beim Pflanzen die nach der Düngegründe gelegene Seite der Pflanzengruben mit alten Brettern zu be-

kleiden. Von allen Pflanzen eignen sich zu obigem Zwecke naturgemäß die Bäume am besten, und zwar müssen diese weit ausgetreitet und dicht belaubte Aeste haben, schnell wachsen und womöglich früh Blätter treiben. Es eignen sich hierzu am besten: 1) Die Silberpappel. Sie belaubt sich zwar nicht früh, verträgt aber den starken Düngegehalt ihres Standortes verhältnismäßig am besten. Ist die Düngegründe unmauert oder gar ausgemauert, so muß man erst etwa 1 1/2 bis 2 Meter von der Mauer entfernt bleiben, da die Pappel mit ihren Wurzeln die Mauer sehr bald heben und Sprünge in ihr hervorrufen würde. 2) Die gewöhnliche Schwarzpappel. 3) Die Weide. Am empfehlenswertheften von allen Weidenarten ist die Kopfweide (Salix alba), welche sehr schnell wächst, aber allerdings nur geringen Schatten wirft. 4) Die großblättrige Linde. 5) Die Kastanie. 6) Der Ahornbaum. 7) Die Weiserle. Diese eignet sich besonders dann, wenn nur der Boden um die Düngegründe einigermaßen feucht und nicht zu leicht ist; sie verträgt, wie die Silberpappel, sehr starken Düngegehalt des Bodens.

Forstwirthschaft, Jagd und Kynologie.

Windschäden in Forsten. In Lagen, in welchem der Wind gefährlich werden kann, muß man die Diebstahlsfolge zum mindesten so einrichten, daß sie den gefährlichsten Winden entgegengerichtet wird. Wenn aber einmal die Winde selbst Wägen und Lannen Gefahr bringen, dann sind die Bestände der nachhagenden Bäume, wie Fichte, um so mehr Schädigungen ausgelegt. Hier ist die Auffucht gemischter Bestände das einzige Mittel, um die Gefahr größerer Windschäden abzuwenden; weiter muß man durch vernünftige Anlage von Auftrieben und Vossbüschen vorzubeugen trachten, endlich kann man die Wirtschaftsstreifen beiderseits auch genügende Breite mit Eiche, in den höheren Lagen mit Bergahorn bepflanzen; dann haben wir noch Mittel in rechtzeitigen und genügend kräftigen Durchforstungen. Gegen Organe hilft allerdings kaum ein Mittel. Durchforstungen sind auch hier, wenngleich kein Waidmittel, so doch das einzige zu versuchende Mittel. In dichten Beständen bleibt die an und für sich nach wachsende Fichte stets kurzgekrönt; durchforstet man jedoch rechtzeitig, dann wurzelt sich der Baum fester ein, er kräftigt sich.

Um die Rebhühner auf ihren Jagdterrains zu erhalten, wird von waidmännlicher Seite folgender Vorschlag gemacht: Jeder ländliche Arbeiter, der auf dem Felde und auf der Wiese ein Rebhühner findet und es sorgsam behütet, soll für jedes Ei, sobald das Küchlein ausgeschlüpft ist, eine Prämie von 15 A erhalten. Wenn aber derselbe beim Wähen ein Nest aufschneidet und die Eier dem Jagdbesitzer bringt, so erhält er pro Ei 10 A; die Eier werden dann den Haushühnern untergelegt und die ausgebrüteten Küchlein später in das Feld gebracht. Auf diese Weise dürften viele Rebhühner gerettet und der Bestand an Hühnern bedeutend gefördert werden.

Handel und Verkehr.

* Frankfurt a. M. Fruchtpreise, mitgetheilt von der Preisnotirungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frankfurt a. M., 11. Juli. Per 100 Kilo gute marktfähige Waare, je nach Qual., loco Frankfurt a. M. Weizen, hies., M. 17.35 bis 17.50 2*3g, Roggen, hies., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Gerste, hies., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Hafer, hies., M. 18.25 bis 18.40 0*0g, Weizen, fremd., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Roggen, fremd., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Gerste, fremd., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Hafer, fremd., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Mais, hies., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Mais, fremd., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Weizen, hies., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Roggen, hies., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Gerste, hies., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Hafer, hies., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Weizen, fremd., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Roggen, fremd., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Gerste, fremd., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Hafer, fremd., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Mais, hies., M. 18.00 bis 18.15 2*2g, Mais, fremd., M. 18.00 bis 18.15 2*2g.

* Der Umsatz auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1* geschäftlos, 2* klein, 3* mittel, 4* groß. Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abkürzungen bezeichnet: 1g flau, 2g abwartend, 3g stetig, 4g fest, 5g sehr fest.

Heu- und Strohmarkt.

Frankfurt, 8. Juli (Anteilige Notirung) per Centner M. 3.30 bis 3.50 (neues) „ „ „ „ 2.30 „ „ „ „ 2.30 „ „ „ „ 2.30

* Die, 8. Juli. Weizen M. 17.87 bis 18.12, weißer M. —, bis —, Roggen M. 18.06 bis 18.20, Gerste M. —, bis —, Hafer (neuer) M. —, bis —, (alter) M. 12.20 bis 18.20.

* Mainz, 8. Juli. (Offizielle Notirung). Weizen 17.30 bis 17.75, Roggen 18.10 bis 18.35, Gerste —, bis —, Hafer 18.70 bis 14.00, Mais —, bis —, Weizen —, bis —.

* Mannheim, 11. Juli. Anteilige Notirung der dortigen Börse (eigene Depesche). Weizen, 17.50 bis 17.75, Roggen, 18.75 bis —, Gerste, neu 14.00 bis 14.50, Hafer, alter, 18.75 bis 14.50, Raps 21.50 bis 22. —, Mais 12. — bis —.

* Frankfurt, 11. Juli. Der heutige Viehmarkt war mit 575 Ochsen, 61 Bullen, 649 Kühen, Rindern und Stiere, 248 Kälber, 158 Schafe und Hammel, 1555 Schweine, 1 Ziege, 0 Flegel, 0 Lämmer und 0 Schafälmmen besetzt.

Ochsen: a. vollfleischig, ausgemästete höchsten Schlachtwerthes bis zu 6 Jahren 71—78 M., b. junge, fleischige, nicht ausgemästete und ältere ausgemästete 66—68 M., c. mäßig genährte junge, gut genährte ältere 60—63, d. gering genährte jedes Alter 00—00 M. Bullen: a. vollfleischig höchsten Schlachtwerthes 63—65 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 60—62 M., c. gering genährte 00—00 M. Kühe: a. vollfleischig (Stiere u. Rinder) 60—62 M., b. mäßig genährte 60—70 M. und Färsen (Stiere u. Rinder) 47—49 M., c. gering genährte Kühe u. Färsen (Stiere u. Rinder) 00—00 M. Kälber: a. fleischig (Bullen u. Färsen) 60—62 M., b. mäßig genährte 60—62 M., c. gering genährte 00—00 M. Schafe: a. fleischig (Schafälmmen) 60—62 M., b. mäßig genährte 60—62 M., c. gering genährte 00—00 M. Hammel: a. fleischig (Schafälmmen) 60—62 M., b. mäßig genährte 60—62 M., c. gering genährte 00—00 M. Ziegen: a. fleischig (Schafälmmen) 60—62 M., b. mäßig genährte 60—62 M., c. gering genährte 00—00 M. Flegel: a. fleischig (Schafälmmen) 60—62 M., b. mäßig genährte 60—62 M., c. gering genährte 00—00 M. Lämmer: a. fleischig (Schafälmmen) 60—62 M., b. mäßig genährte 60—62 M., c. gering genährte 00—00 M. Schweine: a. vollfleischig der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren (Schlaggen) 59—60 M., (Rebendgen) 46—00, b. fleischig (Schlaggen) 55—00, (Rebendgen) 46, c. gering entwickelte omie Sauen und Eber 52—54, d. ausländ. Schweine (unter Angabe der Herkunft) 00—00 M.

Wochenbericht

der Centralstelle für Obstverwertung in Frankfurt a. M. Vom 4. bis 9. Juli 1904. Rirschen 9—14 M., Erdbeeren 35—40 M., Stachelbeeren 10 bis 12 M., Johannisbeeren 10—12 M., Heidelbeeren 11 bis 13 M., Himbeeren 16—25 M., alles per Centner. Die Preisnotirungs-Commission.

Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 161.

Mittwoch, den 13. Juli 1904.

19. Jahrgang.

Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten!

Steinthal wollte von seinem Sitz aufspringen. Kaspar Strick legte die Hand mit festem Druck auf seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Soll ich mir das in meinem eigenen Hause gefallen lassen?“ brauste der Wirth auf. „Wenn mein Gefinde spionirt oder untreu ist, darf ichs vor die Thür werfen. Dann ist von Entschädigung keine Rede weiter.“

„Keine Unbesonnenheit!“ sagte Strick leise, „laßt Ihr doch das Vergnügen mit dem Prozeß zu drohen, sie kann ja nicht einmal einen Advokaten bezahlen.“

Die Kellnerin konnte der inneren wachsenden Unruhe kaum noch gebieten, die Stunde, die der Inspektor sich ausbedungen hatte, war beinahe abgelaufen, die Polizei ließ sich noch immer nicht blicken.

„Nur noch fünf Minuten!“ sagte Steinthal nach einer langen Pause, indem er auf die Uhr blickte. Was hat das Frauentzimmer nöthig hier zu sitzen? Der Koffer steht hier sicher; wenn der Hausknecht kommt, kann er ihn mitnehmen.“

In diesem Augenblick hörte man das Rollen eines Wagens, er hielt vor dem Hause still.

„Was ist das?“ fragte Strick misstrauisch, indem er sich erhob und den Blick auf die Thür geheftet hielt, „man wird das Mädchen doch nicht mit einem Wagen abholen?“

Ein Wuthschrei entfuhr den Lippen Steinthals, auf der Schwelle des Zimmers erschien ein Polizeikommissar, zwei Beamte folgten ihm und blieben an der Thür stehen.

„Der Untersuchungsrichter wünscht augenblicklich mit Ihnen zu sprechen, wandte sich der Kommissar an den Wirth. „Sie werden mich ohne Verzug begleiten.“

Gerhard Steinthal blickte starr die Beamten an, er hatte eher den Einsturz des Himmels als das erwartet.

„Was soll das?“ fuhr er auf. „Wer so sehr er sich auch bemühte, seine Fassung zu bewahren, konnte er doch seine Angst nicht verbergen. „Wenn der Untersuchungsrichter von mir etwas will, kann er hieher kommen; ich bin ein ehrlicher, unbescholtener Bürger.“

„Das kümmert mich weiter nichts,“ erwiderte der Kommissar, „ich habe den Befehl, Sie mitzubringen und muß diesen Befehl vollziehen.“

„Und ich habe das Recht, mich zu weigern!“

„Dann bin ich verpflichtet, Sie zu zwingen! Machen Sie keine Umstände, Sie würden dadurch die Sache nur verschlimmern. Dieser Mann ist der frühere Paternenzanzünder Kaspar Strick? Er wird Sie begleiten.“

„Was Sie wollen auch mich verhaften?“ rief Strick wüthend. „Sie sind als Zeuge nöthig.“

„Dann mag man mich in gesetzlicher Form vorladen!“

„Dazu bleibt keine Zeit“, erwiderte der Kommissar, indem er seinen Beamten einen Wink gab, das Verhör soll sofort beginnen, also vorwärts.“

„Oha!“ brauste Steinthal abermals auf, und sein Blick streifte dabei voll Haß das Mädchen, das aus seiner Schadenfreude kein Geßl machte. „So geht man mit Bagabunden, aber nicht mit achtbaren, Steuer zahlenden Bürgern um! Wenn dieses Frauentzimmer, das ich entlassen mußte, mich verleumdet hat, so ist das noch kein Grund.“

„Vorwärts!“ brängte der Kommissar. „Der Wagen wartet und wir haben Eile. Wenn Sie übrigens ein gutes Gewissen haben, brauchen Sie ja nichts zu fürchten.“

„Ich kann doch nicht hier alles liegen und stehen lassen, kann auch nicht in diesem Anzuge vor dem Untersuchungsrichter erscheinen.“

„Jetzt ist's genug!“ rief der Kommissar zornig. „Wollen Sie gutwillig mitgehen, oder aber wollen Sie mich erst zwingen, daß ich die Handfesseln hervorhole?“

Kaspar Strick hatte mittlerweile seine Fassung wiedergesunden und erkannte, daß jeder Widerstand hier vergeblich sei.

„Wenn das Gericht befiehlt, so müssen wir uns fügen“, sagte er zu seinem Genossen, „thun wir es nicht, so wird man glauben, wir hätten irgend etwas auf dem Gewissen, und ich wüßte nicht, was das sein könnte. Gut, wir werden mitgehen, wir können jedem Menschen getrost in die Augen sehen aber wir werden uns beschweren über diesen Befehl, der unsere Ehre beleidigt, und über das Benehmen des Kommissars, der achtbare Bürger wie Bagabunden behandelt!“

Gerhard Steinthal hatte den beruhigenden und zugleich warnenden Blick seines Verbündeten verstanden, er konnte ja nicht ahnen, daß überzeugende Schuldbeweise sich schon in den Händen des Gerichts befanden, er ahnte es dann auch noch nicht, als ein Beamter ihn hinter das Buffet begleitete, wo er seinen Rod wechelte.

„Wir werden Rechenschaft verlangen für diesen Schimpf“, sagte er mit den Zähnen knirschend, als er mit dem Gut in der Hand wieder hinter dem Buffet hervortrat. „Sie wagen es nicht noch einmal, Herr Kommissar, einen achtbaren Bürger in dieser Weise zu behandeln. Ich mache Sie auch verantwortlich für alles, was während meiner Abwesenheit hier geschieht, dieses Frauentzimmer ist von mir entlassen.“

„Das geht mich nichts an“, fiel der Kommissar ihm ins Wort, während er ihn zur Thür hinausdrückte, „ich vollziehe hier nur den Befehl, den ich erhalten habe, mit Leuten euren Schloßes macht man kurzen Prozeß.“

„Wir werden in einer Stunde wieder hier sein, dann wollen wir mit dem Frauentzimmer abrechnen“, beruhigte Strick seinen Genossen.

Die beiden stiegen nun in den Wagen, in dem die Polizeibeamten bereits saßen.

Der Kommissar schloß die Thür und ging in die Wirthschaft zurück.

Im ersten Augenblick fühlte sich Steinthal dadurch beunruhigt, dann aber sagte er sich, der Beamte thue es, um darüber zu

wachen, daß ihm nichts gestohlen werde, da er persönlich dafür verantwortlich gemacht worden sei.

In dem Handtasser dachte er nicht mehr, er hatte ihn längst vergessen, und es blieb ihm jetzt auch keine Zeit an ihn zu denken, er mußte darüber nachsinnen, was er wohl dem Richter für einen Bescheid geben sollte, wenn er über den Erwerb seines Vermögens befragt wurde.

„Hätte er doch nur einen Tag früher seine Reise angetreten. Er war überhaupt ein Dummkopf gewesen, daß er sich in so auffallender Weise mit seinem Gelde gebrüht hatte.“

Er hätte schon am nächsten Tage mit dem Gelde die Stadt verlassen sollen, es war eine unverzeihliche Dummheit gewesen, die heruntergekommene Wirtschaft zu kaufen, die nicht einmal die Zinsen des verwendeten Kapitals einbrachte.

Der Wagen hielt vor dem Gerichtsgebäude, die beiden wurden in ein besonderes Zimmer gebracht und dort von einem Beamten überwacht.

Nach einiger Zeit führte ein Gerichtsdiener den ehemaligen Laternenanzünder in das Bureau des Untersuchungsrichters.

Der erste Blick fiel auf den Inspektor, der mit seiner freundlich lächelnden Miene neben dem Aktuar saß, ein höhnischer Zug umzuckte seine Mundwinkel.

Die ersten Fragen des Assessors galten dem Namen und dem Alter des Zeugen, die mit fester Stimme beantwortet wurden.

„Sie waren früher beim Theater angestellt, sind dort wegen grober Nachlässigkeit entlassen worden und wurden dann Laternenanzünder“, sagte der Untersuchungsrichter, „ist das so richtig?“

„Ich kann das nicht bestreiten“, erwiderte Strid lakonisch.

„Weshalb wurden Sie aus den Diensten der Gasanstalt entlassen?“

„Wegen Meinungsverschiedenheiten.“

„Nicht doch, wegen Widersehligkeit, die sogar zu frechen Drohungen sich verhielt. Sie haben damals schon geäußert, es sei keine Nothsache für Sie diese niedrige Arbeit zu verrichten. Sie könnten wie ein Fürst leben, wenn Sie nur wollten.“

„Mag sein“, sagte Strid achselzuckend, „man schwagt ja viel dummes Zeug, wenn man ein Glas Bier zu viel getrunken hat.“

„Nach der Entlassung waren Sie eine Zeitlang Vagabund, dann kamen Sie eines Tages in die Wirtschaft von Steinthal und nach einem Wortstreit blieben Sie in jenem Hause. Sie wurden neu bekleidet und frei beköstigt; wollen Sie mir nun sagen, welchem Umstande Sie diesen plötzlichen Wechsel in Ihren Verhältnissen verdanken?“

„Die Sache ist an sich sehr einfach“, erwiderte Strid in spöttischem Tone, „ich bin mit Steinthal noch weitläufig verwandt.“

„In welcher Weise?“

„Das weiß ich so genau nicht mehr, ich glaube aber, daß meine selige Mutter eine Tante seiner Mutter gewesen ist.“

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie ihre Aussagen mit einem Eid bekräftigen müssen“, sagte der Richter ernst. „Bedenken Sie wohl die Folgen, die ein Meineid nach sich zieht. Ich habe triftige Gründe, an der Verwandtschaft zu zweifeln: Sie sind früher nie mit Steinthal zusammengekommen.“

„Nachforschungen haben ergeben, daß Sie gar nicht mit ihm verwandt sind. Aber gesetzt auch, die Verwandtschaft sei Thatsache, so bleibt es doch immer auffallend, daß Steinthal Sie in dieser Weise aufgenommen hat, es läßt sich nicht annehmen, daß ein Mann wie er, ein Herz für einen armen Verwandten haben soll, seiner Braut gegenüber hat er das gerade nicht bewiesen.“

„Seine Braut trug daran wohl selbst die Schuld“, entgegnete Strid, „sie wußte ihn nicht zu behandeln, das habe ich anders verstanden.“

„Wichtiger gesagt, Sie haben ihn gezwungen, Ihren Bedingungen sich zu fügen, Sie verkauften ihm dafür Ihre Verschwiegenheit“, sagte der Assessor, dessen Blick durchdringend auf den hageren Mann ruhte. „Wollen Sie doch besser der Wahrheit die Ehre geben!“

„Ich sage was ich weiß.“

„Sie thun es nicht, und Sie laden dadurch den Verdacht der Mitschuld auf sich. Sie wissen auf welchem Wege und durch welche Mittel Steinthal sein Vermögen erworben hat; wollen Sie mir das nicht einmal mittheilen?“

„Durch Erbschaft.“

„Das ist überhaupt keine Antwort. Wen hat der Mann denn eigentlich beerbt, und wo wohnte der Erblasser?“

„Soviel mir bekannt ist eine Tante, die in Böhmen wohnt.“

„Auf welchem Wege hat Steinthal das Geld empfangen?“

„Na, die Post wird es ihm wohl ins Haus gebracht haben“, sagte Strid mit einem abermaligen Achselzucken. „Ich hab' mich um die Geschichte nicht weiter gekümmert; wenn man von einem

Verwandten abhängt, darf man ihm nicht mit neugierigen Fragen belästigen.“

„Das sind Lügen!“ rief der Assessor entrüstet. „Sie wissen sehr genau, daß Steinthal das Geld durch ein Verbrechen erworben hat! Was ist in der Sturmnacht im vorigen Herbst geschehen? Sie wissen es, Sie waren zugegen, Sie haben sich an der dunklen That betheiligt!“

Bestürzt war Kaspar Strid einen Schritt zurückgetreten, diese offene Anklage schien er nicht erwartet zu haben.

Sollte er sagen, was er wußte? Dann war Steinthal verloren und in seinem Interesse lag es, diesen Mann zu retten.

Daß das Gericht überzeugende Schuldbeweise besitzen sollte, konnte er nicht glauben, trotziges Leugnen war also geboten.

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen“, erwiderte er, das Haupt zurückwerfend, „ich bin mir keiner Handlung bewußt, die ich nicht vor dem Gesetz verantworten könnte.“

„Sie wollen also nichts gestehen?“

„Was soll ich gestehen?“ Ich weiß es werden sonderbare Gerüchte über Gerhard Steinthal verbreitet; der boshafte Neid gönnt ihm die Erbschaft nicht, und dabei ärgerts die Leute, daß er ihre Neugierde nicht befriedigen will. Aber alle diese Gerüchte sind nur Verleumdungen, es ist kein wahres Wort an ihnen.“

„Wir haben Beweise“, sagte der Assessor, und wieder ruhte sein durchdringender Blick fest auf dem fahlen Gesicht des Zeugen; „Gerüchte allein würden mich nicht zu diesem Verhör veranlassen haben, das sollten Sie bedenken. In jener Nacht ist ein Herr aus Newhork hier spurlos verschwunden, er führte viel Geld bei sich, und wir wissen, daß Steinthal ihn als Dienstmann zur Bahn begleitet hat. Sie haben sich unterwegs zu ihm gesellt, Ihr hartnäckiges Leugnen beweist mir, daß Sie an der That betheiligt waren! Wollen Sie auch jetzt noch leugnen?“

„Was Sie da sagen, ist falsch, wenigstens soweit es meine Person betrifft“, erwiderte Strid, mit der Hand über seine Stirne fahrend, „ich habe den Herrn der verschwunden sein soll nicht gesehen.“

„Jedenfalls haben Sie von jener That Kenntniß gehabt!“

„Auch das nicht.“

„Die Aufnahme im Hause Steinthals beweist es.“

„Sie beweist nur, daß ich mit Steinthal verwandt bin. Daraus, daß ich seine Unterstüßung angenommen habe, kann mir doch kein Vorwurf gemacht werden!“

Der Assessor schwieg, er nahm ein Altknüttel von dem Tische und blätterte eine Weile darin, dann rückte er mit entschlossener Miene die Brille dichter vor die Augen.

Es wäre unnütz, wollte ich jetzt noch weitere Fragen an Sie richten, sagte er, „Sie werden in einem späteren Verhör wohl andere Seiten aufziehen und dann zu spät bereuen, daß Sie nicht in der ersten Stunde der Wahrheit die Ehre gegeben haben. Da ich Sie jetzt als Angeklagter betrachten muß, kann ich Sie nicht verzeihen, denken Sie in der Untersuchungshaft über Ihre späteren Aussagen ernstlich nach.“

Er winkte dem Gerichtsdiener; Kaspar Strid wollte gegen seine Verhaftung protestiren, aber er kam nicht zu Worte, in der nächsten Minute hatte er bereits das Bureau verlassen.

„Daß er sich an der That selbst betheiligt hat, glaube ich nicht“, sagte der Inspektor, der dem Verhör schweigend beigewohnt hatte, „wohl aber bin ich überzeugt, daß er sie kannte.“

„Und der Fehler wird so gut bestraft, wie der Stehler“, erwiderte der Assessor mit gedankenvoller Miene. „Wenn der Andere ebenso hartnäckig und trotzig leugnet, so —“

„Den Beweisen gegenüber, die Sie besitzen, wird er es schwerlich können!“

„Wir werden sehen“, sagte der Untersuchungsrichter, indem er an der Kordenschnur zog, „ich hoffe, daß die Hausdurchsuchung noch weitere Beweise zu Tage fördern wird.“

Gerhard Steinthal trat ein, er schien seine Wuth jetzt bezwungen und seine Fassung wieder gewonnen zu haben.

„Sie wollen eine Erbschaft gemacht haben“, sagte der Assessor nachdem die üblichen Vorfragen erledigt waren. „Sie sind über Nacht plötzlich ein reicher Mann geworden, und Sie behaupten, dieser Reichthum sei Ihnen durch Erbschaft zugeflossen.“

„Das ist die Wahrheit“, erwiderte Steinthal mit scheinbarer Ruhe.

„Können Sie es beweisen?“

„Welche Beweise verlangen Sie?“

„Vorlegung der Dokumente, die Ihnen in Folge dieser Erbschaft zugegangen sein müssen! Wer hat Ihnen das Geld ausbezahlt?“

„Ein Herr aus Böhmen, der zu diesem Zwecke hierher geschickt worden war.“

Fortsetzung folgt.



Das Perlenhalsband.

(Nachdruck verboten.)

In der „Goldenen Krone“ kommt abends regelmäßig eine zwar kleine, aber illustre Gesellschaft zusammen. Es sind Männer, die zum großen Teil sich den Wind um die Nase haben wehen lassen, und die nun im Hafen vor Anker gegangen sind.

Da ist vornweg der alte Reschke, ein privatisierender Kaufmannskapitän, der zwanzig Jahre lang einen Teeklipper von Bremen nach Shanghai fuhr und der tatsächlich aller Herren Länder und die Meere aller Zonen kennt. Man sieht ihm nicht den Seemann an. Er trägt einen grauen Henry-quatre, die Farbe des hageren Gesichtes ist dunkelgrau-gelb, Augenbrauen schwarz und buschig mit weißen Spitzen, die Augen von schönem Dunkelblau und für die sechzig Jahre des Kapitäns von einem seltenen Blitzen. Er spricht wenig und hört gern zu; es kostet auch viel Mühe, ihn zu bewegen, von seinen Reisen und seinen überstandenen Gefahren zu erzählen.

Dann kommt der Amtsrichter. Er heißt mit seinem Stammtischnamen Regenwurm, weil er so lang und dünn ist und sich überall herauswindet.

Als dritter gehört dem Stammtisch der „Goldenen Krone“ ein alter Bankier an, der sich an der Börse ein nettes Vermögen erworben hat. Die bösen Zungen behaupten allerdings, er habe in früheren Jahren in Amerika mit Sklaven gehandelt. Sein Steckepferd ist eine riesige Briefmarkensammlung und ein ausgedehnter Hühnerhof, in dem die seltensten Arten dieses nützlichen Hausgeflügels gezüchtet werden.

Der vierte ist der pensionierte Artilleriemajor Engelbert, der nur von Sechszundsechzig und Siebzig erzählt und dann meistens so lange fortspickt, bis alle ihre Schoppen ausge-trunken haben und er zuletzt nur noch mit dem unglücklichen Kellner weiterreden kann.

Der fünfte ist ein Maler, ein durchaus origineller Kopf, der sich gleichfalls jahrelang in fremden Ländern herumgetrieben hat und nun festhaft geworden ist, weil er in Montreux zufällig die Tochter eines reichen Mannes kennen und lieben gelernt und schließlich geheiratet hat.

Dann ist noch Dr. Kumpmann, ein Arzt, zu nennen, der die unangenehme Eigenschaft hat, den Stammtischgenossen durch Krankheitsgeschichten den Appetit am Bier zu verderben, und der dann gewöhnlich von dem jüngsten Mitglied als Exekutivschutzmann an die Luft gesetzt werden muß.

Dieses jüngste Mitglied, um das gleich zu nennen, ist der Adjutant des Platzmajors, Oberleutnant Martersteig, ein Kasernen-hofblüten-Dichter, wie er origineller nicht gefunden werden kann.

Dann ist noch ein entragierter Jäger und Zahnarzt, Dr. Kronenbrecher, zu nennen, ein alter Korpsstudent mit mächtig verhaener Disage, und schließlich der Polizeinspektor, ein ältlicher Herr mit rosigem Gesicht, künstlich gefärbtem Bart und blitzenden Polizeiaugen, die schnell und mit einem Blick alles zu übersehen scheinen, was geschieht.

Das ist der eigentliche Stammtisch. Es kommen freilich gelegentlich auch andere Herren; aber die gehören nicht zu der eingetragenen Stammtischaristokratie, wenn man so sagen darf, die keinen Abend fehlt.

Heute ist man bei einer recht erregten Debatte. Es ist ein

Diebstahl geschehen, und Janson, der Polizeinspektor, ist der Held des Abends, denn er hat in weniger als vierundzwanzig Stunden den Missetäter zur Strecke gebracht.

„Aber das ist nicht immer so leicht“, meint der Amtsrichter, „die Spitzbuben sind verflücht klug, und ich hatte da mal einen Fall, wo sich so ein Kerl in Generalsuniform steckte und für dreißig- oder vierzigtausend Mark Schmuckstücke kaufte, die er sich nach dem Hotel schicken ließ, weil er kein Geld bei sich hatte.“

„Ach, Sie schmunzeln ja, Amtsrichter“, meinte der Kapitän Reschke, „wer wird denn heute noch auf den Leim gehen.“

„Sagen Sie das nicht, denn der vornehme General hat, es möge ihn ein Beauftragter des Hauses begleiten. Das wurde auch genehmigt, und als er im Hotel angekommen war, nahm er ihm den Schmuck ab. „Ich will ihn nur meiner Frau zeigen“, sagte er und tat, als ob er sich entfernen wollte, blieb aber dann stehen und meinte lächelnd, der Herr werde wohl mißtrauisch sein; darum schob er den Schmuck in ein Behältnis des Schreibtischaufsatzes, der an der Wand stand, ließ den Schlüssel stecken und ging, um seine Frau zu holen. Das dauerte ein bisschen lange, und der Beauftragte des Juweliers sagte sich endlich ein Herz, um nachzusehen. Da hatte der Spitzbube die dünne Zimmerwand durchbohrt und eine Platte des Schreibtisches weggenommen, so daß er vom anderen Zimmer aus das Schloß aus dem Schreibtisch herausziehen und damit verduften konnte.“

„Das haben Sie irgendwo gelesen, Amtsrichter“, meinte der Polizeinspektor, „und die Sache klingt auch recht unwahrscheinlich. Aber weil wir gerade von derartigen Verbrechen reden, will ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die mir im Anfang der sechziger Jahre, als ich noch junger Polizeileutnant war, passierte.“

Der Kellner brachte neue Schoppen, und der alte Polizist begann eine Geschichte zu erzählen, die man „Das Perlenhalsband“ überschreiben könnte.

Kam da eines Vormittags in einen Juwelierladen ein eleganter Herr. Es war um die Weihnachtszeit und grimmig kalt. Er trug einen sehr teuren Gehpelz, vornehmen Seidenhut, und sprach mit jenem Anflug von Berliner Dialekt, wie der alte Kaiser zu sprechen liebte. Den rechten Arm trug er in einer Binde, und die Hand war auf ein Brett bandagiert.

Er möchte gern als Weihnachtsgeschenk, sagte er zu dem ihn bedienenden Beamten, ein Perlencollier mit Brillanten kaufen im Preise von sechstausend Talern. Der Juwelier legte ihm allerlei vor, und die Wahl des Käufers fiel schließlich auf ein wunderbares Stück, das zehntausend Taler kosten sollte.

„Schade“, sagte er, „ich wollte nicht mehr als sechstausend Taler ausgeben und habe mir infolge dessen auch nicht mehr Geld eingesteckt.“ Er griff auch mit der gesunden linken Hand in die Tasche und legte sechstausend Taler auf den Tisch.

„Schade“, sagte er wieder, „wer weiß, ob ich nun wieder zurückkommen kann, ich möchte gern heute noch weiter reisen.“ Er besann sich einen Augenblick und fuhr dann fort: „Ich kann vielleicht hier ein paar Zeilen an meine Frau schreiben, damit sie mir die viertausend Taler herschickt. Wollen Sie die Güte haben, mir Feder, Tinte und Papier zu geben?“

„Sehr gern“, meinte der Geschäftsinhaber und brachte bereitwillig das Gewünschte herbei.

Da erwies es sich aber, daß der Käufer mit seiner verbundenen rechten Hand nicht schreiben konnte. Zwar machte er verschiedene unglückliche Versuche mit der linken, sie endeten aber mit einem totalen Fiasko, und er hat dann schließlich den Geschäftsinhaber, er möge nach Diktat die paar Zeilen an seine Frau aufschreiben.

Liebe Auguste! Schicke mir doch, bitte gleich, durch Ueberbringer viertausend Taler. Mit Gruß. Dein Wilhelm!

"Eigentümlich," sagte der Geschäftsinhaber, als er die paar Zeilen niedergeschrieben hatte. "Ihre Frau Gemahlin heißt gerade wie meine."

"Das kommt wohl vor. Auguste ist ja kein so seltener Name."

"Ja, und das Originellste ist, daß ich zufällig auch Wilhelm heiße."

Man lachte vergnügt, indes der Käufer nach der Tür ging, einen dort herumlungierenden Eckenscheher heranrief und ihm das Kuvert zur Beforgung übergab.

"Sie können mir ja inzwischen die Quittung aus schreiben über zehntausend Taler," meint er dann, ließ sich, da es sehr warm war, den Pelz abnehmen und setzte sich ruhig wartend auf einen Stuhl, indem er mit dem Juwelier von allem Möglichen plauderte, bis der Eckenscheher zurückkam und in einem verschlossenen Kuvert die viertausend Taler brachte.

"So," das wäre erledigt," meinte er, zahlte, steckte Quittung und Etui in die Tasche und verließ den Laden.

Als der Juwelier am Nachmittag zu Tisch nach Hause kam, fragte ihn seine Gattin erstaunt, wozu er denn die viertausend Taler gebraucht habe.

"Viertausend Taler . . ." Dem Juwelier ging sofort ein Licht auf, aber er fragte noch einmal: "Welche viertausend Taler meinst Du denn?"

"Nun, Du hast mir doch heute Vormittag einen Dienstmann mit einem Zettel geschickt, und ich gab, da ich Deine Handschrift erkannte, natürlich ohne weiteres das Geld her!" — — —

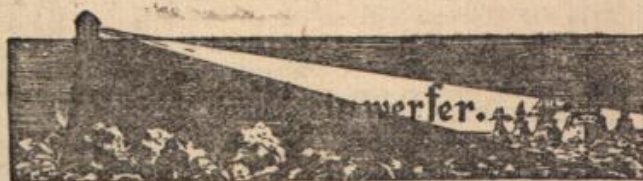
"Nun, haben Sie denn den Spitzbuben bekommen, Inspektor?"

"Nein, der hatte reichlichen Vorsprung . . . Sehen Sie, heute wäre so etwas nicht mehr möglich, denn da gibt es ja Telephon."

"Ich kann nicht begreifen," meinte der Bankier, "daß dem Juwelier das seltsame Zusammentreffen der Namen nicht aufgefallen ist."

"Es ist ihm ja aufgefallen," antwortete der Inspektor, "aber er dachte bloß an das große Geschäft, und . . . so ist dem Spitzbuben sein Koup geglückt."

Jerko.



Aus dem Tierleben. Aus einem Dorfe von Samland keist ein Reisender folgende merkwürdige Geschichte mit: „Auf einem Gebäude nistete ein Strochpaar, wovon das Weibchen zwei Eier gelegt hatte, womit der Eigentümer des Gebäudes sich folgenden interessanten Versuch erlaubte: Er legte nämlich ein großes frisches Entenei neben dem Stroch in das Nest und nahm dafür ein Stroch her aus; beide Eier wurden zu gleicher Zeit ausgebrütet; kaum hatte aber das Männchen das merkwürdige Entenei Individuum erblickt, als es sich seinem Weibchen gegenüber auf das Nest setzte und beide einen lange anhaltend starken Dialog im Klappern hielten. Darauf flog das Männchen fort und kehrte nach einiger Zeit zurück, und zwar in Begleitung von 8—10 anderen Störchen, und unter fortwährendem Geklapper hackten und stießen die anderen Störche mit ihren langen Schnäbeln auf so unbarmherzige Weise das arme Weibchen, das jenes Ei ausgebrütet oder wohl nach ihrer Ansicht gelegt hatte, bis es halb tot vom Dache fiel. Die fremden Störche entfernten sich darauf; nur der Vater blieb im Neste, um für sein Junges sowohl, als für das Adoptivkind Futter zu holen. Beide sollen munter und am Leben geblieben sein.“

Trene eines Hundes. Ein Arzt an dem großen Hospitale von Netley bei Southampton machte, begleitet von seinem Hunde, einem schönen Neufundländer, einen längeren Spaziergang. Gegen

Abend in seiner Wohnung angekommen, vermischte er einige Briefe, die er in seiner Rocktasche bei sich getragen, und zugleich seinen Hund. Am nächsten Tage machte er den Weg noch einmal, und auf diesem Gange stößt er in einer Entfernung von vier Meilen von dem Hospitale plötzlich auf den Hund, der neben den Briefen liegt und Wache hält. Das treue Tier hatte die ganze Nacht durch, im ganzen 16 volle Stunden, das Eigentum seines Herrn behütet.

Die sogenannten Herz- und Lebereffer in Hindostan.

In voller Blüte stehen Aberglauben und Zauberei in der ehemaligen Wiege der Künste und Betriebsamkeit, in dem früheren Dorado der Welt, in Ostindien. Der Inder glaubt nicht nur an Dämonen, deren Macht ihm um Glück und Leben bringen kann, sondern auch an das Dasein von Menschen, die ihm durch übernatürliche Mittel Krankheiten anzuzaubern imstande sind. Hierher gehören die Herz- und Lebereffer in Hindostan, die es vermittelst ihrer Beschwörungen dahin bringen wollen, daß dem Menschen Herz und Leber, diese notwendigen Lebensorgane, schwinden. Solche Hexenmeister pflanzen ihre Kunst, wie man dort glaubt, in der Weise fort, daß sie demjenigen, der Gebrauch davon machen will, ein Stück Lebertuch zu essen geben. Die vorgebliche Macht dieser Betrüger hat ebenso verderbliche Wirkungen, als wären sie wirklich imstande, die teuflischen Wunder zu verrichten, deren sie sich rühmen. Denn ihre Drohungen wirken auf die Phantasie des leichtgläubigen Unglücklichen, dessen fortwährend genährte Todesangst die Lebensfunktionen allmählich zersören muß. Doch kann der Herzeffer den Leidenden auch wieder gesund machen, indem er ihm das bereits verschlungene Lebensorgan wieder zurückgibt. Er speit dann gewöhnlich den Kern eines Granatapfels aus dem Munde, den der Leidende mit großer Eile verschlingt, und infolge dessen er, da sein Gemüt von der entsetzlichen, verzehrenden Angst befreit ist, die leibliche Gesundheit in der Regel wieder erhält.



Gewebte Luft. In dem Museum des Indiahause in London befindet sich ein Stück Mousseline aus Dacca, dessen mit der Hand gesponnenes Garn so fein ist, daß ein Pfund eine Länge von beinahe 116 englischen Meilen hat. Legt man diesen Mousseline auf das Gras, so soll er, nachdem der Tau darauf gefallen, nicht mehr sichtbar sein. Die Eingeborenen nennen den Stoff in ihrer bilderreichen Sprache „gewebte Luft“. Wohl hat man auch in England Maschinengarn so fein gesponnen, daß ein Pfund die Länge von 167 Meilen hat, aber zu weben vermochte man es nicht. Die indischen Frauen verwenden das Gespinnst namentlich zu Schleimern.

Farbenverschönerung durch Umkehren des Kopfes. Künstler und Reisende haben oft die Bemerkung gemacht, daß die Farben äußerer Gegenstände, besonders von Landschaften, lebhafter und schöner erscheinen, wenn man sie mit umgekehrtem Kopf, zwischen den Beinen hindurch betrachtet. Namentlich ist dies bei dem Blau und Purpur entfernter Gebirge der Fall, und Berge von blaugrauer Farbe, auf diese Weise betrachtet, erscheinen glänzend blau oder purpurn. Woher diese Erscheinung? Nach der wahrscheinlichsten Erklärung des englischen Physikers Brewster springt sie daraus, daß bei der Umdrehung des Kopfes eine größere Menge Blut in die Gefäße des Augapfels tritt und so einen Druck auf die Netzhaut verursacht, der dieser eine größere Empfindlichkeit mitteilt. Hiernach wäre also jene Farbenverschönerung keine optische, sondern eine physiologische Erscheinung.

Pharisäer.

„Er fiel! Er fiel!“ — So laßt Ihr's laut erschallen,
Und rühmt Euch, daß es nie so Euch ergangen.
Ja freilich! Ihr habt's kläger angefangen:
Was liegt und kriedt, kann wahrlich niemals fallen!

Ich hörte nimmer, daß die Saiten sprangen,
Die schlaff und fanglos da gehangen,
Nur jene rissen, die am vollsten klangen!

Und wenn der Adler in den Abgrund stürzte,
Vom Sonnenlicht zu Tod geblendet,
War's doch die Sonne, die sein Leben kürzte